

Wenn Menschen willkürlich gefragt würden, welche Texte aus der Tora sie für die wichtigsten halten, nehme ich an, dass die folgenden drei Texte die meisten Stimmen erhalten würden: Die Zehn Worte (D<sup>e</sup>warim [5. Buch Mose] 5, 6–18), das ‘Sch<sup>e</sup>ma’ (Dewarim [5. Buch Mose] 6, 4–9) und «Liebe deinen Nächsten» (Wajikra [3. Buch Mose] 19, 18). Die ersten beiden Texte befinden sich in der Sidra dieser Woche, Wa'etchanan. In dem Abschnitt, den wir dieses Jahr lesen, steht nur das ‘Sch<sup>e</sup>ma’. Zwischen dem ‘Sch<sup>e</sup>ma’ und der Mizwa ‘Liebe deinen Nächsten’ besteht eine direkte Verbindung.

Das ‘Sch<sup>e</sup>ma’ hat sich von einem Absatz in der Tora zu einem festen Bestandteil der jüdischen Liturgie entwickelt, und das schon zu Zeiten, als der Tempel noch stand (Mischna Tamid 5,1). In der täglichen Liturgie ist das ‘Sch<sup>e</sup>ma’ der erste von drei Texten, die nacheinander gelesen werden (der zweite Text: D<sup>e</sup>warim 11, 13–21 und der dritte: B<sup>e</sup>midbar 15, 37–41; in unserem Siddur *Gottesdienst im Herzen*, S. 37). Obwohl dieser erste Absatz und insbesondere der erste Vers - שְׁמָע יִשְׂרָאֵל אֱלֹהֵינוּ מֶלֶךְ עָלֵינוּ – Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist Einzig - kein Gebet ist, empfinden viele ihn dennoch als ein solches. Ähnlich wie das Kaddisch hat auch dieser Text für viele einen emotionalen Wert. Es ist einer der Texte, den viele Menschen auswendig aufsagen können, den Kinder als erstes lernen und der von vielen morgens und abends gesprochen wird. Es ist ein Text, mit dem wir uns auch materiell umgeben – indem wir ihn als M<sup>e</sup>susa an der Tür befestigen und – bei einigen – in den Tefillin auf die Hand legen und an den Kopf binden. Es ist auch ein Text, der gesprochen wird, wenn die Seele den Körper verlässt.

Der erste Vers wird von vielen als Bestätigung des jüdischen Monotheismus verstanden. Er kann aber auch als die Bestätigung verstanden werden, dass der Ewige als einziger Gott von uns verehrt werden darf. Der folgende Vers: *W<sup>e</sup>ahawta et Adonai elohecha – Du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben* – kann für viele Menschen problematisch sein. Wie kann das Lieben Gottes als Gebot verstanden werden? Dafür können wir auf andere Verse in der Tora schauen, in denen wir mit demselben Wort, *w<sup>e</sup>ahawta*, zum Lieben aufgefordert werden. Der bekannteste Vers wurde bereits zitiert: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst». Ein zweiter Vers mit demselben Wortlaut steht ebenfalls in Wajikra (19, 34): «Du sollst ihn [den Fremden] lieben wie dich selbst». Diese Verse aus Wajikra könnten eine Auslegung unseres Verses aus D<sup>e</sup>warim sein. Deinen Nächsten und den Fremden zu lieben, äussert sich in Handlungen, die mit unserer ersten Assoziation von lieben wenig zu tun haben. Den Nächsten zu lieben bedeutet, Verantwortung für sein Wohlergehen zu übernehmen. Oder, wie Hillel sagte: «Was du nicht willst, das man dir tut, das tue auch keinem anderen an» (Talmud Bavli Schabbat 31a). Gott, den Nächsten, den Fremden zu lieben – das kann als ein Auftrag verstanden werden. Wir können uns entscheiden, einen Auftrag auszuführen oder nicht. Damit wird lieben von einer Emotion zu einer Handlung.

Die Rabbinen der klassischen Zeit haben das Lieben Gottes als das Befolgen der Mizwot ausgelegt. Sie haben diese Mizwot in zwei Gruppen eingeteilt: Die Mizwot, die sich auf die Beziehung zwischen Menschen und Gott beziehen (wie das Halten des Schabat, Kaschrut und das tägliche Gebet) und die Mizwot, die die Beziehung zwischen Menschen untereinander regeln (wie den Hungrigen zu speisen und den Nackten zu bekleiden). Für mich ist das Einhalten der ersten Gruppe der zweiten untergeordnet. Leider sehe ich in der jüdischen Welt ein besorgniserregendes Phänomen und eine politische Realität: Dass äussere Frömmigkeit und das Einhalten von Ritualen wichtiger erscheinen als das Verhindern oder Lindern von Hunger, Durst und mangelnder medizinischer Versorgung.

Für uns in der progressiven jüdischen Welt liegt der Schwerpunkt anders. Wir schätzen unsere Rituale, aber der Einsatz gegen Ungerechtigkeit und das Fehlen grundlegender Bedürfnisse unserer Mitmenschen ist wichtiger. Echter Mut jedoch zeigt sich darin, das Unrecht, das wir sehen, beim Namen zu nennen – sei es in der Gesellschaft, in der wir leben, oder anderswo auf der Welt.

Schabbat Schalom,

Rabbiner Ruven Bar Ephraim